

MICHI SCHREIBER

MARC SCHREIBER

Ich erinnere mich für dich



GOLDMANN.

Michi Schreiber
Marc Schreiber

Ich erinnere mich für dich

Warum selbst eine Amnesie
unsere Träume nicht auslöschen konnte

Mit einem Vorwort von Karin Kuschik

GOLDMANN

Hinweis

Dieses Buch erzählt unsere persönlichen Erfahrungen und Erinnerungen, geschrieben von Michi, basierend auf den Erinnerungen von Marc. Wie bei jeder subjektiven Darstellung kann es sein, dass beteiligte Personen Situationen anders wahrgenommen oder in Erinnerung behalten haben.

Zum Schutz der Privatsphäre wurden Namen sowie teilweise auch identifizierende Details verändert. Einige Ereignisse wurden ausgelassen, zusammengefasst oder zeitlich verdichtet, um die Lesbarkeit zu erleichtern und den Fokus bewusst auf das zentrale Thema – die Amnesie und den Weg zurück ins Leben – zu richten. Auch medizinische Diagnosen und Behandlungsverläufe werden nicht in ihrer vollständigen fachlichen Tiefe dargestellt, da dieses Buch keine medizinische Dokumentation, sondern eine persönliche Geschichte ist.

Es erhebt daher keinen Anspruch auf eine lückenlose oder vollständige Abbildung aller Geschehnisse. Vielmehr ist es eine bewusste Auswahl und Zusammenfassung jener Erfahrungen, die maßgeblich dazu beigetragen haben, dass wir trotz Unfall, Amnesie und zahlreicher Hürden Schritt für Schritt zurück ins Leben gefunden haben.

Wir haben uns bemüht, alle Rechteinhaber auffindig zu machen, verlagsüblich zu nennen und zu honorieren. Sollte uns dies im Einzelfall aufgrund der schlechten Quellenlage bedauerlicherweise einmal nicht möglich gewesen sein, werden wir begründete Ansprüche selbstverständlich erfüllen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

3. Auflage

Originalausgabe August 2026

© 2026: Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produktssicherheit@penguinrandomhouse.de

Redaktion: Birthe Vogelmann

Umschlag: Uno Werbeagentur, München

Umschlagmotive: Ulla Schreiber

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

LG · CF

ISBN 978-3-442-22442-5

www.goldmann-verlag.de

You could hide beside me
Maybe for a while
And I won't tell no one your name
Goo Goo Dolls, *Name*

Für dich

Ich hoffe, dass, wenn du das Buch liest, während du selbst durch eine schwere Phase gehst, mit Krankheit, Verlust oder einem Schicksalsschlag zu kämpfen hast, du auf meinem Instagram-Kanal @michis.wild.life vorbeischaust, siehst, dass ich meinen Weg zurück zu den Tieren gefunden habe, dass ich glücklich bin, hoffentlich weitestgehend genesen, dass die schwersten Phasen überstanden sind und ich zurück ins Leben gefunden habe. Nicht ohne Narben, aber ohne mein Lachen zu verlieren. Ich hoffe, dass es dir Hoffnung schenkt, weiterzugehen.

Manchmal war es tiefschwarz, aber jeden Morgen ging die Sonne wieder auf. Manchmal war es eiskalt, aber der Sommer kehrte zurück. Manchmal fühlte es sich endlos an, aber – und das verspreche ich dir – es war endlich.

Inhalt

Vorwort von Karin Kuschik	11
1. Ein Grundstück voller Möglichkeiten	15
2. Leben in Südafrika	23
3. Naturparadiесе	30
4. Ein neues Jahr, unser Jahr	35
5. Alles weg	41
6. Leere	42
7. Ein Unfall	44
8. I am okay (maybe)	47
9. Gute Nachrichten, schlechte Nachrichten	53
10. Papa, ich brauche Hilfe!	58
11. Heimreise	63
12. Nach zweiundsiebzig Stunden	66
13. Ankunft in Deutschland	70
14. Klinikalltag	80
15. Die große OP	88
16. Auf dem Weg der Besserung	95
17. Lass mich auch für dich da sein	99
18. Alles anders	108
19. Und täglich grüßt das Murmeltier	112
20. Ein schrecklicher Traum	121
21. Der erste Tag, an den ich mich erinnere	127
22. Wie ein Kind	138
23. Schlaflos	146
24. Etwas Vertrautes	150
25. Übersetzungsprobleme	157
26. Eine mutige neue Welt	164
27. Erinnerungen, Gedankenstützen, Halbwissen	170
28. Eine Bibliothek, die durcheinandergeraten ist	177
29. Allein mit unseren Erinnerungen	185
30. »Sie haben Glück, nicht erblindet zu sein«	190
31. Ich muss mich dem schwarzen Loch stellen	199

32. Oma Thilde	203
33. OP-Marathon	207
34. Alles geht vorüber	213
35. Das einzig Unersetzbare	216
36. Die Welle des Lebens	221
37. Zerrissen	228
38. Eine neue Sicht	232
39. Gewitter im Kopf	235
40. Meine Welt wächst weiter	238
41. Land in Sicht	243
42. Zweite erste Male	249
43. Wenn eine Stütze bricht	257
44. Reha	261
45. Neurologischer Rückschlag	268
46. Resignation	275
47. Gegeneinander	280
48. Hilfe!	283
49. Einundsechzig verbleibende Jahre	287
50. Die letzte Rehawoche	290
51. OP-Marathon 2.0	294
52. Zurück nach Südafrika?	299
53. Zurück nach Südafrika!	302
54. Jeffreys Bay	308
55. Unwahrscheinlicher als ein Lottogewinn	315
56. Kann ich noch surfen?	319
57. Das Grundstück	323
58. Ein vergessenes Paradies	328
59. Ankommen	332
60. Abschied	337
61. Loslassen	342
62. Kann ich es allein schaffen?	348
63. Eine alte Freundin	354
64. Ein neues altes Ich	358
65. Weil du dich für mich erinnert hast	362
 Danke	 367

Vorwort

Ich wollte nie ein Vorwort schreiben. Also grundsätzlich nicht. Alle Anfragen habe ich kategorisch abgelehnt. Mag sein, dass das an meiner Mutter liegt. Sie hat da diesen Tick. Wenn sie einer Tochter etwas geschenkt hat, diktierte ihr das Pflichtgefühl, dass die andere Tochter bald etwas Ähnliches bekommen musste. Das prägt. Was Vorworte betrifft, hatte ich daher schnell entschieden, am besten alle Autoren gleichermaßen zu enttäuschen – damit mich mein Gerechtigkeitswahn nicht irgendwann ins dreiundzwanzigste Buch treibt. Wieso fiel mir die Absage bei Michi Schreiber dann eigentlich so schwer?

Rückblende. Wie ein unverhoffter Sonnenstrahl ist Michi immer mal wieder in meinem Leben aufgetaucht. Das erste Mal 2022, als mein *50-Sätze*-Buch gerade zum Mondflug abhob – zum Glück wusste ich das damals noch nicht. Überhaupt wusste ich recht wenig. Social Media zum Beispiel hatte ich bis dahin weiträumig umfahren. Von einer Michi Schreiber und ihrer Affenleidenschaft hatte ich auch nie was gehört. Als ich mit vierzehn Jahren Verspätung etwas unbeholfen doch noch auf Instagram eingetrudelt bin, war Michi die Erste in der Bubble, die sich mit einer fröhlichen Frage nach vorn spielte: »Duuu, wollen wir ein Insta Live zusammen machen?« Und ohne zu wissen, was das überhaupt ist, sage ich schon: »Ja, klaaar!« Wie zwei Kinder im Sandkasten, die sich auf einem Abenteuerspielplatz zufällig begegnen und nach zwei Minuten vertrauensselig ihre Förmchen teilen. So ist das mit Michi. So bin ich mit ihr. »Willst du mit mir spielen?«, und zack – schon wächst die erste Sandburg.

Was ich außer den *50 Sätzen* noch so im Angebot habe, will Michi später im Interview wissen, und so erzähle ich von meinem Live-Event. Es dauert keine Stunde, da hat sie für sich und Marc zwei Tickets gebucht, und als mir die beiden ein paar Wochen später auf meinem Event in Frankfurt gegenüberstehen, bringe ich zur Begrüßung nur ungläubig eine Frage raus: »Sag mal, wurdet ihr gecaset?« Ich war nicht die Einzige im Raum, die wegen der Dreamteam-Wirkung von Michi und Marc immer wieder zu ihnen rübersehen

musste: positiv, verbunden, fröhlich – was für eine Ausstrahlung! Wer Michi und Marc begegnet, hinterfragt zwangsläufig die eigene Beziehung. Dazu kommt: Bei so viel spürbarer Verbundenheit drängt sich schon mal die Frage auf: Kann das wirklich echt sein? Treffen sich hier tatsächlich die Ruhe und der Sturm? Das tobende Meer und der Fels in der Brandung? Fragen, die einmal mehr belegen, dass Zweifel vor allem etwas über die Zweifler aussagen. Denn: Ja, die Verbundenheit *ist* echt. Das dürfte nach diesem Ausnahmejahr, das beide hundertfach durcheinandergewirbelt hat und von dem das Buch so schonungslos berichtet, einmal mehr bewiesen sein: Das Band zwischen Michi und Marc wurde dadurch nur noch fester.

Schnitt. Anfang Januar 2025. Nach zehn Wochen krampfartigem Husten, zwei Runden Antibiotika und einem Bataillon an Hausmittelchen hänge ich völlig erledigt bei einer deutschen Ärztin auf Mallorca am Tropf. Fertig vom Fertigsein und genervt von der Insel, die klamm und ungemütlich ist, mit einer Raupenplage vor der Tür und rausgeknallten Sicherungen. Und plötzlich bin ich wach. »Michi und Marc. Autounfall in Südafrika!« Die Infusion, der Husten, die Raupen, die Sicherungen – alles sofort egal. Hier hat es Menschen wirklich erwischt.

Zwei Monate später treffe ich Michi und Marc in Frankfurt und bin aufs Schlimmste gefasst. Ernst und erwachsen steht Michi da. Mit geschwellenem Kiefer, schiefer Nase und suchenden Augen. Und Marc, wie blass du warst und wie schmal, mit waidwundem Blick. »Dein Event in Frankfurt ist das Letzte, an das ich mich erinnere«, sagt Michi. »Zufall klingt anders«, denke ich. Und: »Sie kennt mich also noch.« Doch ich merke schnell: Das stimmt gar nicht. Denn erst nach dem Unfall haben wir uns wirklich kennengelernt. Zweiter Aufschlag also. Mit grundlosem Vertrauen und Sprachnachrichten in Podcast-Länge, die wir in ungewohnter Tiefe hin- und herfliegen lassen. So kam es auch zu Michis Vorwort-Frage und meinem prompten Ja.

Die Sache war nur die: Ich kenne das Buch gar nicht! Ernsthaft. Die Frage kam zu spät, die Deadline war zu kurz. Meine Tage wa-

ren voll. Ich *kann* es gar nicht lesen. Doch ich kann Menschen lesen. Ziemlich gut sogar. Und so maße ich mir an, das auch bei Michi und Marc gut hinzukriegen. Ihre Absichten sind immer rein, die Herzen groß und die Abenteuerlust springt irgendwo zwischen Teenagerroman und Indiana Jones hin und her. Dass Michi und Marc ihre Wunden so öffentlich zeigen, hat genau einen Grund: Sie wollen Mut machen. Und fürs Mutmachen bin ich natürlich auch zu haben. Dafür trete ich ja an.

»Liebende sind wie Kinder. Kinder gehen in den Tag und erwarten alles«, habe ich mal gelesen. Vielleicht ist das ja das Geheimnis dieser starken Liebe zwischen Michi und Marc? Denn selbst in den herausforderndsten Zeiten, in diesem schicksalhaften Jahr, haben die beiden immer wieder an Wunder geglaubt und daran, dass alles immer möglich ist. Mit zertrümmertem Gesicht, durchlöchertem Gedächtnis und geplatzten Träumen sind sie innerlich aufrecht geblieben, auch wenn sich der Rücken vor Schmerzen krümmte. Kein Schuldgejammer, kein Rachekrümel hatte Platz. Sie haben einfach weitergemacht. Woher sie die Kraft dazu nehmen, wie groß die Verzweiflung war und wie hoch die Taktung der Rückschläge, das erfahre ich also genau wie du erst jetzt – als Leserin.

Habe gerade ein paar Meter runtergescrollt, um nachzusehen, was am Tag X meine erste Nachricht war: »Michi, du Engel. Es geht weiter. Anders, als du dachtest. Anders, als ihr wolltet. Und es geht weiter. Gesundheit. Jetzt. Zu dir und Marc. Danke.« Ich erinnere mich an die Wucht, mit der ich die letzten Worte damals ins All geschossen habe. Eineinhalb Jahre ist das jetzt her. Es hätte ganz anders ausgehen können, meine Lieben. Wie tapfer ihr wart. Wie geduldig und nah.

Ich bin gespannt auf die Geschichte, die sich gleich aufturn wird. Habe leichte Phantomschmerzen und ahne einen Deep Dive. Wie schön, dass ihr wieder da seid. Jeden Tag ein Stückchen mehr. Let the journey begin ...

Karin Kuschik

1. Ein Grundstück voller Möglichkeiten

»Beeil dich!«, ruft Michi grinsend, während sie aus dem noch rollenden Wagen hüpfte. Ich ziehe die Handbremse, schnalle mich ab und nehme unsere Sachen aus dem Auto.

»Was ist mit dem Kamerazeug und den Gefäßen für die Bodenproben? Brauchen wir Wasser?«, rufe ich ihr nach.

»Bring einfach alles mit!«, lacht sie und zieht das rote, rostige Tor zum verwilderten Grundstück auf.

Sorgsam packe ich alles zusammen und lasse mich von ihrer Schnelligkeit nicht aus der Ruhe bringen. Nach sechs Jahren Ehe weiß ich, dass Michi immer vorwegwirbelt und ich einfach mein Bestes gebe, um Schritt zu halten. Auf meinem Handy kontrolliere ich noch einmal meine Liste, schließe die Tür, verriegle den Wagen und folge ihr.

Zumindest hatte ich das vor ... denn Michi ist bereits aus meinem Sichtfeld verschwunden, und so marschiere ich durch das hohe Gras los. Irgendwann wird sie schon auftauchen oder mir aus der Ferne zurufen, warum ich so lange brauche.

Wann immer ich diese Frage höre, beginnt meine Halsschlagader zu pulsieren und ich schnaube wie ein genervter alter Esel – schließlich bewegt meine Frau sich dreimal so schnell wie jeder normale Mensch und überlässt Gepäck, Auto und Schlüssel immer mir. Ich muss jedoch fairerweise zugeben, dass wir beide uns so wohler fühlen, denn Michi ist eine Schussel-Queen. *Apropos Schussel-Queen*, denke ich und taste nach meiner Hosentasche. Zwei Smartphones – ich atme auf. Auch für Michis Handy bin ich verantwortlich, und da sie gleich noch Social-Media-Storys über das Grundstück machen möchte, dürfen wir das nicht vergessen.

Als ich gerade durch das Tor schreite, winkt sie mir lachend aus der riesigen Ruine zu.

»Was sagst du?«, ruft sie begeistert. »Es hat so viel Potenzial, oder?«

Ich bin mir sicher, dass Michi hier schon ein fertiges Haus vor Augen hat. Ich dagegen sehe eine eingeschossige Ruine: eingestürzte Wände, ein Baum, der aus einem Zimmer wächst, und ungebetene Untermieter wie Ratten und unzählige Insekten.

»Man kann sicher viel draus machen«, sage ich und das ist nicht gelogen.

»Auf jeden Fall!«, stürmt sie auf mich zu, legt ihre Arme um meinen Hals und küsst mich. »Jetzt müssen wir nur noch Thato überzeugen. Und dann ...«, dreht sie sich um und macht eine ausladende Geste mit den Armen, »... entsteht hier unsere Rettungsstation für Tiere. Ich kann es kaum erwarten!«

Ja, genau das ist unser Traum. Keine Villa, kein schnelles Auto, keine Million-Dollar-Company, sondern die Welt ein Stückchen besser zu machen, indem wir eine Rehabilitationsstation für verletzte und verwaiste Wildtiere bauen. Wir, das sind Marc, ein bodenständiger Kriminalbeamter in seinen Dreißigern, der sich allein nicht einmal trauen würde, von so einem Vorhaben zu träumen, und Michi, eine mutige, intelligente, willensstarke und wilde Tierschützerin, die ihre Träume am liebsten Realität werden lässt. Deswegen stehen wir nun hier, auf einem zehn Hektar großen Grundstück, vor einer Ruine, und überlegen, ob dies der perfekte Ort für die Station ist. Michi hatte das Land bereits vier Wochen zuvor, im November, allein besichtigt und war direkt begeistert. Ich wäre zu gern dabei gewesen, doch durch meinen Job in Deutschland ist es mir nicht möglich, sie auf all ihren Reisen zu begleiten. Stattdessen führen wir seit Beginn unserer Partnerschaft immer wieder für mehrere Wochen eine Fernbeziehung.

»Ich bin mir sicher, dass du jeden Menschen von deiner Idee überzeugen kannst, auch einen alten Mann namens Thato!«, lächle ich.

Thato ist einer der Behördenleiter, zuständig für die Genehmigung der Tierrehabilitation. Kleine Antilopen, Primaten, Stachelschweine oder Wildkatzen sollen hier in ein bis zwei Jahren ihr vorübergehendes Zuhause finden, bis sie wieder ausgewildert werden können. Und zum ersten Mal seit drei Jahren scheint alles zu passen: Thato ist interessiert, das Grundstück bezahlbar und Jeffreys Bay in Südafrika mit seinem Charme, den besten Wellen zum Surfen und

vielen herzlichen Menschen ein Ort, an dem wir uns ein Leben vorstellen können. Vielleicht werden hier unsere Träume endlich Wirklichkeit, denke ich, langsam erschöpft von der endlosen Suche der letzten Jahre.

»Komm, ich führe dich rum«, reißt Michi mich aus meinen Gedanken.

Durch eines der Fenster klettere ich in die verlassene Ruine.

»Hier hatten die Vorbesitzer eine riesige Küche geplant, mit großem Kochbereich und Stauraum, der bereits vorgemauert war«, deutet Michi auf die zerfallenen, halbhohen Nischen. »Wenn wir alles bis auf die Bodenplatte abreißen, könnte das tatsächlich die Küche werden, wegen der Nähe zum Bohrloch«, erklärt Michi und geht über drei Treppenstufen in den nächsten Raum. Ein Bohrloch ist eine Art Brunnen, der Grundwasser nach oben pumpt und so abgelegene Grundstücke wie dieses mit Wasser versorgt.

»Den Essbereich hier würde ich zum Foyer mit Shop umbauen. Die Besucher können hier ankommen, entspannen, unsere Bücher lesen oder Souvenirs kaufen.«

Sie führt mich weiter durch leere Schlafzimmer und marode, übel riechende Bäder. In einem von ihnen steht eine betonierte Wanne, randvoll mit schwarzem Wasser und Algen, was den Geruch erklärt.

»Alles bis zur Bodenplatte abreißen«, wiederholt Michi, als sie meinen skeptischen Blick sieht.

»Hier könnte ein Büro hin«, präsentiert sie das nächste Zimmer, in dem nur noch zwei von vier Wänden stehen. Ich nicke, aber dafür reicht meine Vorstellungskraft wirklich nicht aus. Schließlich finde ich mich in einem riesigen Raum mit halbwegs intakten Wänden wieder.

»Das wird der Aufenthaltsbereich für unsere Volontäre. Platz zum Essen, Reden und für einen großen Billardtisch sowie einen Kicker zum Spielen.«

»Ganz schön viel zu tun«, gebe ich zu bedenken und schließe mit dem einzigen Vorteil dieser Ruine an: »Aber die Größe ist wirklich perfekt. Lass uns mal die Außengrenzen anschauen.«

Durch ein Fenster steigen wir auf der Rückseite der Ruine nach draußen, als ein greller Schrei ertönt. Das war definitiv kein Hage-

dasch – auch wenn ich wegen der Lautstärke sofort an einen Ibis denken muss.

»Pfauen«, erklärt Michi strahlend. »Sie leben hier frei.«

»Wow, die will ich unbedingt sehen!«

Plötzlich ist auch meine Begeisterung geweckt. Aufmerksam patrouillieren wir die vordere Grundstücksgrenze entlang: vorbei am alten Bohrloch, einer Pumpe, die das Grundstück mit Wasser versorgt. Sie ist zwar eingebrochen, lässt sich jedoch reaktivieren. Dann führt unser Weg tiefer durchs Buschland – ich halte Ausschau nach den Pfauen, aber bisher zeigen sie sich nicht. Am Ende der Vorgrenze bleibt Michi stehen.

»Hier hinten wäre die zweite Einfahrt für Warenanlieferungen und die Ankunft verletzter Tiere und so weiter. Und dahinter beginnt das geschützte Naturreservat. Diese Seite des Grundstücks ist perfekt für die Klinik und die Gehege.«

»Wie groß ist das Reservat?«

»Bis zur Bergkette. Gib mir mal mein Handy, dann schaue ich die genaue Größe nach«, antwortet Michi. Ich ziehe ihr grünes Telefon aus meiner Hosentasche. Zügig tippt sie auf dem Display herum und nach wenigen Sekunden sagt sie: »Wow, 2500 Hektar!«

»Riesig!«

Die linke Außengrenze ist dicht bewachsen und mit intakter Vegetation für die semiwildten Gehege. So üppig, dass ich mich wie Indiana Jones nur mit Mühe und Not durchs Geäst kämpfen kann.

»Die Affen hätten hier so viel Spaß«, sage ich.

»Oh ja, und nicht nur die«, grinst Michi.

Der Untergrund unter meinen Füßen wird weicher, der Boden sandiger, die Vegetation offener. In der Ferne erblicke ich eine kleine Hütte, aus der Büsche wuchern.

»Unser Autorenhaus?«, frage ich.

»Warum nicht?«, grinst Michi. »Wir leben später nicht dauerhaft hier, aber ein Arbeits- und Schlafräum wäre wichtig. Abgeschieden vom Trubel des Haupthauses und nah an den Gehegen und der Klinik.«

Ich nicke. Sie hat recht: Würden wir direkt auf der Station leben, müsste ich meine Frau bereits nach wenigen Tagen vermisst melden,

da sie sich keine Pause gönnen und irgendwo zwischen den Tieren schlafen würde. Ich als verlassener Ehemann würde dann durch die Büsche streifen, auf der erfolglosen Suche nach den Pfauen und nach Michi.

Von der Anhöhe hinter dem kleinen »Autorenhaus« zeigt sie mir den Talabhang, die rückseitige Grenze. Auch hier trennen uns nochmal einige Hundert Meter vom nächsten Grundstück, was optimal ist.

»Bereit für den Pavianfelsen und den Kiefernwald?«, deutet Michi zu ihrer Rechten und ich nicke.

Gebückt schleichen wir weiter, schieben Äste beiseite, bis eine Felsformation auftaucht – und vier Pfauen, die uns laut schimpfend zu vertreiben versuchen und dann selbst schleunigst verschwinden. *Vielleicht würde ich meine Frau doch finden, zumindest einmal alle paar Wochen*, grinse ich in mich hinein. Michi lacht, begeistert von den Tieren. Langsam kann ich sehen, was sie sieht, das Potenzial, die verschiedenen Möglichkeiten der Gestaltung. Doch dann schleicht sich wieder eine gewisse Vorsicht ein: Ich denke daran, wie oft wir in den vergangenen drei Jahren mögliche Grundstücke gefunden haben und doch enttäuscht wurden. Aber dieses hier ... wirkt anders. Irgendetwas in mir sagt mir, dass wir wirklich dabei sind, anzukommen. Nicht nur, weil das Grundstück in direkter Lage am Nationalpark perfekter als alle anderen wäre, sondern auch, weil ich tief in mir dieses Gefühl von Zuhausesein spüre.

»Komm, lass uns in den Wald gehen«, nimmt Michi mich bei der Hand. Je weiter wir gehen, desto leiser werden die Pfauen, die in die andere Richtung geflitzt sind. Schließlich stehen wir zwischen hohen Seekiefern, braune Nadeln bedecken den Boden. Da entdecke ich einen gestreiften Stachel im Laub.

»Schau mal – Stachelschweine.«

»Ein Glücksbringer«, sagt Michi und strahlt. Ich stecke den Stachel ein und hoffe, dass er uns wirklich Glück bringen wird.

Es geht weiter, vorbei an Felsformationen, ein Kletterparadies für Paviane, durch den Wald, bis wir schließlich wieder vor der Ruine stehen.

»Da sind wir wieder«, sagt Michi und dreht sich zu mir um. Erst jetzt bemerke ich, dass wir einmal im Kreis gelaufen sind. Ihr Gesicht

leuchtet in der Sonne und sie scheint von innen heraus zu strahlen.
»Beeindruckend, oder?«

»Ja«, sage ich, nehme ihr Gesicht in die Hände und küsse sie. Als sich meine Lippen von ihren lösen, legt sie ihren Kopf an meine Schulter und schnaubt zufrieden. Ich vernehme ihren sanften Geruch, der sich auch nach all den Jahren immer noch nach Heimat anfühlt, und hoffe in diesem Augenblick, dass aus diesem Ort wirklich ein Zuhause für uns wird.

Wieder an der Ruine angekommen, nehmen wir Bodenproben, fotografieren das Haus, das Bohrloch und dokumentieren die Vegetation. Die Zeit verfliegt. Als die Sonne sinkt, packen wir unsere Sachen zusammen. Hand in Hand winken wir der Ruine zu – in der Hoffnung, dass wir hier endlich den perfekten Ort für die Tiere – und für uns – gefunden haben.

»Wollen wir in Sea View noch was essen gehen?«, fragt Michi, als wir in den Wagen steigen. »Dann könnte ich dir den Ort direkt zeigen.«

»Klar, warum nicht.«

In Gespräche vertieft fahren wir die Schotterstraße zurück zur N2 – der bekanntesten Straße Südafrikas, die viele Touristen nutzen, um die Garden Route entlangzufahren. Für uns ist es jedoch nur ein kurzer Abstecher auf den Highway. Nach wenigen Minuten weist Michi mich an, abzufahren. Eine mit Sträuchern gesäumte Schlängelstraße bringt uns näher zur Küste. Erst passieren wir einen kleinen Vorort, dann ein Township, bis wir schließlich in Sea View ankommen – einem Ort, der seinem Namen alle Ehre macht. Von den Klippen aus kann man weit über den Indischen Ozean blicken und den perfekten Sonnenuntergang erleben.

»Wow«, sage ich, als sich der Himmel orange einfärbt.

»Hier rechts abbiegen, bis ans Ende der Straße. Dort gibt's ein Restaurant mit Meerblick«, lotst Michi mich.

Wir stellen unseren kleinen Hyundai auf einem Parkplatz ab, der fast nur von Pick-ups und Trucks besetzt ist. In Südafrika fährt gefühlt jeder zweite Mensch einen Geländewagen – mit unserem Wagen fühlen wir uns manchmal wie zwei Schlümpfe und sind sofort als Touristen entlarvt.

Hand in Hand betreten wir das in die Jahre gekommene Restaurant und setzen uns auf der Sonnenterrasse an eine Picknickbank aus dunklem Holz. Wie gewohnt bestellen wir unsere Südafrika-Getränke: für mich einen Savanna Dry – ein Cider –, für Michi einen Appletiser – eine leicht säuerliche Apfelschorle. Ein Blick auf die Speisekarte erweist sich jedoch als kleine Enttäuschung. Das einzige fleischfreie Gericht sind Pommes frites. Für Michi ist das kein Problem – sie liebt Fritten ebenso wie Popcorn, Tomatensuppe aus der Tüte und Erdbeerkuchen. Und ich bin zum Glück pflegeleicht. Die Anzahl an Portionen, die ich brauche, um satt zu werden, ist vermutlich recht ungesund, aber da alle anderen Restaurants, insbesondere die in Jeffreys Bay, eine tolle, große und gesunde Auswahl an vegetarischen und veganen Optionen haben, wird mein Körper mir diesen Abend mit übermäßig viel Frittiertem sicher verzeihen. Außerdem entschädigt die Aussicht für alles. Die untergehende Sonne taucht das Meer mit jeder Sekunde in kräftigere Orange- und Rottöne, während die unruhigen Wellen alles zum Glitzern bringen. Meine Augen können sich kaum sattsehen ...

Als die vier Portionen Pommes serviert werden, verschlucke ich mich beinahe an der ersten Fritte. Denn plötzlich springt eine Schule von Delfinen aus dem Wasser.

»Oh mein Gott!«, jubelt Michi, und auch alle anderen Gäste staunen begeistert. Immer wieder tauchen Delfine aus den Wellen empor – ein Schauspiel, schöner als jeder Film.

»Das sind bestimmt zwanzig oder dreißig Tiere«, murmle ich und versuche, die Rückenflossen im Wasser zu zählen.

»Als Kind wollte ich immer mit Delfinen davonschwimmen. Sie waren meine absoluten Lieblingstiere«, erzählt Michi.

Die Sonne sinkt tiefer, der Himmel glüht, und wir schwelgen in Erinnerungen, träumen von der Zukunft und genießen das Hier und Jetzt.

»Kalt?«, frage ich, als Michi die Arme um sich schlingt.

»Ja«, gibt sie zu, und wir beschließen, aufzubrechen. Beim Bezahlen entdeckt sie einen kleinen Shop im Gastraum, der Honig verkauft. Ihr Großvater war Imker, daher liebt ihre Oma Mathilde Honig. Wann immer Michi exotische Sorten findet – ob in einem

ugandischen Bergdorf oder auf einem Markt in Thailand –, bringt sie ihr ein Glas mit. Honig aus aller Welt für eine Frau, die nie außerhalb Deutschlands war.

»Darüber wird sie sich so freuen«, sagt Michi gerührt. Die beiden haben inzwischen eine innige Bindung. Mit ihrem Opa hatte Michi bis zu seinem Tod Erdbeereis-Dates, ihre Oma besucht sie stets mit einem Strauß bunter Blumen – die Farbe darf sich die Großmutter immer wünschen. In ihren Gesprächen philosophieren die beiden Frauen aus verschiedenen Generationen über die Liebe, das Leben – und seit Kurzem sogar über die Wissenschaft. Michi hat Mathilde von Statistik erzählt, und seither zählt die alte Dame schwarze und weiße Autos vor ihrem Fenster, um eigene Datenreihen anzulegen. Enkelin und Oma sind mittlerweile zu engen Freundinnen geworden. Ich dagegen habe an meinen Großeltern eher vorbeigelebt – und nun sind alle verstorben. Manchmal macht mich das traurig. Aber es hat sich mit all den Umzügen in meinem Leben nie ergeben.

»Alles bezahlt, bereit zur Abfahrt«, sagt Michi und nimmt meine Hand. Gemeinsam machen wir uns auf den Rückweg – den ich, wenn alles so wird, wie wir es uns erträumen, bald *Heimweg* nennen darf.

2. Leben in Südafrika

Die darauffolgenden Tage lässt Michi mich in ihr Leben in Jeffreys Bay eintauchen, denn sie hat den Ort weitestgehend ohne mich erkundet. Die Bilder und Videos, die sie mir als Eindrücke geschickt hat, werden nun Realität für mich: die Straßenhunde, denen sie täglich Futter, Wasser und eine Handvoll Leckerchen bringt – zum Glück werden sie hier gut behandelt. Ihre Lieblingshündin hat weißes Fell und einen schwarzen Fleck über dem Auge; ich kenne sie schon aus einigen Videocalls.

»Heute zeigt sie sich nicht«, bemerkt Michi traurig, nachdem wir alle Orte abgeklappert haben, an denen die Hündin sich üblicherweise aufhält, ohne sie zu finden. »Aber ich sehe sie auch nicht jeden Tag!«

Danach führt Michi mich durch das »Surfer Village«. Dort reihen sich Surfschulen, Hippieläden, moderne Cafés und andere Freizeitmöglichkeiten aneinander.

»Das wollte ich schon die ganze Zeit machen, habe aber gewartet, bis du hier bist«, sagt Michi und deutet auf eine kleine runde Strohhütte. Beim Herantreten sehe ich, dass es ein Art Shop ist, in dem man Geschirr bemalen kann.

»Malen?«, frage ich.

»Ja, ich dachte, das wäre cool«, grinst sie.

»Klar, wollen wir schauen, ob was frei ist?«

Michi nickt und zieht mich in das Geschäft.

Drinne sind alle Tische leer. Der Verkäufer, ein junger Mann mit dunklem Teint und grünen Augen, gibt uns eine kurze Einweisung, Farben und Pinsel. Anschließend zeigt er uns die verschiedenen Rohformen – Tassen, Vasen, Teller, Skulpturen –, die wir auswählen können. Wir entscheiden uns für zwei große Tassen, unsere künftigen Autoren-Kaffeetassen. Michi wählt ein sanftes Lila, dazu ein leuchtendes Rot für den oberen Rand. Ich nehme, in Verbindung zu meinem Beruf, Polizei-blau und tupfe mit einem Schwamm grüne Akzente hinein. Wir versinken ganz in der Malerei, nach einer Dreiviertelstunde sind unsere Tassen verziert. Wir geben unsere Werke

ab, damit sie gebrannt werden können, in einer Woche sind sie abholbereit.

»Das hat viel Spaß gemacht – so cool!«, lächelt Michi, als wir den Laden verlassen. Noch ehe ich antworten kann, hat sie die nächste Idee.

»Das wollte ich übrigens auch schon die ganze Zeit machen«, sagt sie und deutet auf ein umzäuntes Dach, auf dem zwei Jugendliche mit kleinen Schlägern Tennisbälle hin- und herschlagen.

»Padel«, präsentiert sie den Sport.

»Okay, suchen wir mal den Eingang.«

Nach zwei Minuten finden wir die etwas versteckte Treppe, zwischen einem Surfshop und einem Restaurant. Am Eingang hängt eine Liste mit QR-Code, über die man die freien Zeiten abrufen kann. Schnell zückt Michi ihr Handy, das sie ausnahmsweise mal selbst verwaltet, und überprüft die freien Slots.

»Heute ist nichts mehr frei«, verzieht sie das Gesicht. »Aber morgen um zwanzig Uhr.«

»Dann ist es schon dunkel«, werfe ich ein.

»Ist doch egal, das Feld ist beleuchtet und sonst spielen wir gar nicht!«

Ich nicke zustimmend und wir buchen uns für den nächsten Tag ein. Unser nächster Stopp ist Michis Lieblingsstrand in Kabeljous. Dort ist es wesentlich ruhiger als im trubeligen Stadtzentrum, kaum Menschen sind im Wasser. Perfekt, um zu lesen und zu schreiben. Mit Büchern bewaffnet setzen wir uns auf eine mit blühenden Sträuchern bewachsene Düne. Die Pflanzen haben einen angenehm süßlichen Geruch, der sich mit der salzigen Meeresluft mischt. Möwen fliegen über das Wasser, rufen immer mal wieder nach uns und ein Hagedasch pickt zwischen den entfernten Büschen im Sand herum.

»Ich liebe diese Reihe«, beginnt Michi. »Ich bin beim letzten Band und kann es einerseits kaum erwarten, wie es ausgeht. Auf der anderen Seite bin ich so traurig, dass die Erzählung dann zu Ende ist. Ich wünschte, ich könnte nochmal von vorne anfangen.«

»So geht es mir auch oft mit guten Buchreihen«, stimme ich Michi zu. Dann stecken wir die Nasen tief in unsere fiktionalen Welten.

Mit jeder umgeblätterten Seite sinkt die Sonne tiefer und wir beide ziehen das Buch ein Stück näher zu uns heran, um im dämmernden Licht alle Worte gut erkennen zu können. Plötzlich sehe ich über die Seiten hinweg etwas im Wasser planschen.

»Was ist das?«, frage ich und tippe Michi an. Angestrengt kneift sie die Augen zusammen, um besser sehen zu können.

»Zum Glück kein Hai«, sagt sie erleichtert.

Wir beobachten die Silhouette.

»Ich glaube, es ist ein Otter«, sagt Michi nach einer Weile.

»Hast du die hier schon gesehen?«

»Nein.« Doch als das Tier sich auf den Rücken dreht und im Wasser treibt, sind wir sicher: »Zu hundert Prozent ein Otter!«

Weitere fünf Minuten können wir das Tier dabei beobachten, wie es sich von links nach rechts dreht, untertaucht, aus dem Wasser lugt und dann verschwindet.

»Ich liebe es hier. Wale, Delfine, Otter ...«, schwärmt Michi und ich stimme ihr zu. Dieser Ort ist einfach magisch!

Am Abend essen wir im PiliPili, dem einzigen Restaurant in Kabejous, und fahren später zurück zu unserer Unterkunft, wo uns Josi, eine ehemalige Straßenhündin, die aktuell in einer Pflegestelle lebt und nach einem dauerhaften Zuhause sucht, empfängt. Müde und glücklich nach diesem traumhaften Tag fallen wir ins Bett.

Mit der aufgehenden Sonne, um fünf Uhr, steht Michi auf. Wie immer startet sie ihren Tag in Ruhe, mit Kaffee, einer Meditation und ihren eigenen Ritualen, während mein Ritual darin besteht, mit Josi im Bett zu kuscheln. Nachdem ich eine gute Stunde später ebenfalls aufstehe und mich fertig mache, fahren wir zum Fitnessstudio. Hier bin ich so motiviert wie selten, an allen Geräten schaffe ich ein bisschen mehr Gewicht. Dabei muss ich sagen, dass es auch nicht sonderlich schwer ist, sich gemeinsam mit den anderen Menschen, die hier frühmorgens beschwingt trainieren, aufzuraffen – der Blick auf das türkisblaue Meer ist einfach unschlagbar. In Jeffreys Bay erwacht die Stadt um sechs Uhr zum Leben, Morgenmuffel scheint es hier nicht zu geben. Vielmehr sind alle guter Laune und voller Vorfreude auf den neuen Tag. Das Flair, die Energie, der Ausblick – all das macht es mir leicht, meine beste Version zu sein. Nach einer Stunde bin ich

nass geschwitzt, außer Atem und bereit für ein ausgiebiges Frühstück. Doch vorher muss ich mich auf jeden Fall unter die Dusche stellen, da ich sonst kein gut riechendes Date bin. Auch Michi duscht sich schnell im Fitnessstudio, ehe wir zur Mall und Michis Lieblingscafé, das sich darin befindet, aufbrechen.

Auf dem Weg dorthin kurven wir durch ein paar Seitenstraßen, halten, wann immer wir Hunde sehen, und füttern sie aus dem großen Futtersack, den Michi im Kofferraum hat. Doch auch heute ist ihre liebste Hündin nicht aufzufinden. In der Mall angekommen, zeigt Michi mir das Manna-Café, wo wir köstliches Brot mit Avocado-creme bestellen.

»Hab ich zu viel versprochen?«, fragt Michi mit vollen Backen.

Ich schüttele den Kopf und bereue es, eine kleine Portion gewählt zu haben. Das Brot ist perfekt geröstet, mit frischer Guacamole bestrichen und schmackhaft gewürzt. Ein Traum. Dazu trinke ich Matcha Latte, Michi ihren Latte macchiato, beide mit Hafermilch, die hier leichter zu bekommen ist als in der Eifel, unserer Heimat.

»Das ist ein ganz anderes Lebensgefühl«, sagt sie. »Einfach auswärts essen, ohne suchen zu müssen. Und für die Freiwilligen, die eines Tages in unserer Wildtierstation mithelfen, ist es hier super, auch wenn sie nicht vegetarisch oder vegan sind. Sie können surfen, tolle Cafés besuchen oder im Surfer Village kreativ sein.«

»Stimmt. Die Stadt hat viel zu bieten und man fühlt sich sicher«, stimme ich mit ebenfalls gut gefüllten Hamsterbacken zu.

Nach dem Frühstück machen wir ein paar Besorgungen in der Mall und gehen mit Josi am Strand spazieren. Sie ist ein unbändiger Wirbelwind und erinnert uns mit ihrer Energie und ihrem *happy face* an unsere Hündin Porkie in Deutschland, die wir beide sehr vermissen. Abwechselnd schleudern wir den Ball und Josi hechelt unermüdlich durch den Sand hinterher.

»Sie hat eine Wahnsinns-Ausdauer«, sage ich.

»Vielleicht werfen wir einfach nur zu kurz«, meint Michi.

»Oder sie ist zu schnell.«

Auch nach einer Stunde am Strand hat Josi noch jede Menge Energie und möchte zuhause am liebsten mit ihrer Plüschbanane weiterspielen.

»Ich bin müde«, runzelt Michi die Stirn. Zum Glück lässt die Hündin sich mit einer Kaustange beschäftigen. Wir nutzen die ruhigen Minuten, um über unsere eigenen Bücher zu sprechen – nicht die, die wir lesen, sondern die, die wir schreiben. Michi erzählt erst von ihren Ideen für Liebesromane, dann von dem Zehnschritteplan für den Aufbau der Wildtierrettungsstation und schließlich von ihrer Promotion. Bei ihr führt oft eins zum anderen und sie jongliert in der Regel mindestens mit fünf Bällen gleichzeitig. Mir wäre das zu viel, sodass ich mich immer auf eine Sache fokussiere. Ich erzähle von meinem Kriminalroman – ja genau, ein Kriminalpolizist, der Krimis schreiben möchte. Nicht sonderlich originell, dafür werden mir keine Fauxpas unterlaufen, denn unter uns gesagt: Häufig ist Kriminalliteratur voller taktischer, inhaltlicher und ermittlungstechnischer Fehler. Michi gibt mir stilistische Tipps, liefert Motive und unterstützt mich dabei, Nebenhandlungen nicht zu weit ausufern zu lassen, sie aber dennoch voller Spannung und Tiefe zu gestalten. Wir diskutieren darüber und ich bin stolz, dass ihr meine Ideen gefallen.

Als die Sonne langsam zu sinken beginnt, bereite ich uns eine Tofu-Bowl zu und nach dem Essen machen wir uns auf zum Padel Court. Michi ist voller Vorfreude und will überpünktlich sein – was eine absolute Seltenheit ist. Am Court bekommen wir zwei Schläger und drei Bälle. Die Flutlichter werden eingeschaltet, denn mittlerweile ist es bereits stockdunkel.

Motiviert setzt Michi zum ersten Aufschlag an. Dieser fliegt direkt über die drei Meter hohe Begrenzung auf den Parkplatz.

»Ups«, kichert sie. Doch schon bald schlagen wir beide jeden zweiten Ball ins Nirgendwo. Das Suchen im Dunkeln kostet Nerven. Treppe runter, Taschenlampe an, suchen, suchen, suchen, Treppe hoch und ein neuer Aufschlag, der nicht allzu selten erneut vom Feld fliegt.

»Beim Zuschauen sah es einfacher aus«, sagt Michi nach einer Weile.

»Und spaßiger«, ergänze ich leicht genervt.

Irgendwann schaffen wir ein paar Ballwechsel, dann fliegen die Bälle wieder über den Zaun. Nach einer Stunde geben wir unsere Schläger zurück. Der Mitarbeiter deutet freundlich auf mögliche

Trainingsstunden hin – ihm ist unser Talentmangel wohl nicht entgangen.

Auf der Treppe, die wir in den letzten Stunden mindestens dreißigmal hoch- und runtergelaufen sind, können wir beide unser Lachen nicht mehr zurückhalten.

»Wir waren so schlecht«, kichert Michi. »Zwischendurch hatte ich richtig miese Laune, weil wir uns so doof angestellt haben!«

»Ich auch. Aber am Ende war's doch ganz cool«, lache ich. »Muss aber nicht sofort wieder sein«, füge ich vorsichtshalber noch hinzu.

»Ganz deiner Meinung.«

Zuhause putzen wir Zähne, schnappen uns Josi und legen uns mit unseren Büchern ins Bett.

»Wollen wir morgen die Wanderung machen?«, fragt Michi, als das Licht schon aus ist.

»Die, die am Meer entlang zum Wasserfall führt?«

»Ja, genau.«

»Gerne. Wie weit fährt man?«

»Etwa eine Stunde. Die Wanderung selbst dauert eine gute Stunde pro Weg, plus Zeit am Wasserfall. Insgesamt werden wir gute drei Stunden unterwegs sein.«

»Also mit Fahrt und Pause sechs. Dann lass uns gegen zwölf starten.«

»Alles klar. Und noch eine letzte Frage: Was war heute dein Glücksnussmoment?«

Der Glücksnussmoment ist unser tägliches Abendritual. Die Idee entstand bei einem Waldspaziergang, als wir eine schöne Haselnuss gefunden und wie Kinder hin- und hergeworfen haben. Dabei sind wir über eine Stunde wild durch den Wald gejagt, fernab von Wegen und Pfaden und hatten den Spaß unseres Lebens. Einer der wunderbarsten Momente unserer Beziehung. So leicht, so verspielt, so frei. Seitdem teilen wir abends unseren schönsten Moment, den sogenannten Glücksnussmoment.

»Mein Glücksnussmoment war dein erster Aufschlag beim Padel«, sage ich und kichere. Michi spielt empört. »Du glaubst immer an Wunder, bis zum Schluss. Deine Unvoreingenommenheit mag ich. Du warst so motiviert – das war süß. Und deiner?«, frage ich.

»Unsere Buchsession. Wenn wir zusammen kreativ sind und in den Flow kommen, vergesse ich alles um mich herum. Dann verliere ich mich in einer Welt, in der es nur uns beide gibt.«

Wir halten uns an der Hand. Als Michi eingeschlafen ist, drehe ich mich auf die Seite und schlummere zufrieden ein.

3. Naturparadiese

Am nächsten Tag machen wir uns nach dem Frühstück zur Wanderung auf. Ich packe den Rucksack und befülle vier Wasserflaschen, während Michi die Adresse raussucht. Josi schaut uns wehleidig an, aber sie kann heute leider nicht mitkommen, denn in vielen Nationalparks Südafrikas sind Hunde nicht erlaubt. Mit leicht schlechtem Gewissen steigen wir wenige Augenblicke später in unseren kleinen Hyundai, Josi blickt uns auf dem Balkon stehend nach.

Das Navigationssystem lotst uns Richtung Kapstadt, zuerst über eine Landstraße und dann auf die N2. Während ich wie so oft am Steuer sitze, dreht Michi das Radio laut auf und singt ihre liebsten Taylor-Swift-Songs mit. Momente wie diese genieße ich: nur wir zwei, gut gelaunt, singend, auf dem Weg zu einem neuen Abenteuer. Dabei sind es oft keine riesigen Ereignisse – meist sind es Alltagsabenteuer, Wanderungen, ein Tier, das wir noch nie gesehen haben, ein verstecktes Naturparadies. Aber wenn ich mir für unser heutiges Abenteuer etwas wünschen darf, dann würde ich gerne eine Schlange sehen. Ich liebe Schlangen. Früher hatte ich panische Angst, konnte im Kinderlexikon nicht einmal Seiten aufschlagen, die die Reptilien zeigten. Doch dank Michi, die mich auf unseren ersten Reisen aus all meinen Komfortzonen gelockt hat und dazu motivierte, eine Ausbildung zum Schlangenfänger zu machen, wurde aus Angst Respekt, aus Respekt Begeisterung und aus einer Begeisterung eine tiefe Passion. Nur leider, was viele Leserinnen und Leser bestimmt erleichtern wird, sind Schlangen sehr schwer zu finden – meist haben sie einen längst bemerkt und sind verschwunden, ehe man sie erblickt. Nur selten bekommt man die Gelegenheit, eines der Tiere wirklich zu sehen oder gar zu beobachten.

Paviane, Michis Lieblinge, sind da leichter zu entdecken. So auch heute. »Pavian«, sagt Michi und zieht die Augenbrauen zusammen – kein Klang von Begeisterung in ihrer Stimme, obwohl sie ihre Favoriten sieht. Sie mag es nicht, die Primaten so nah an der Straße zu sehen. Zu groß ist die Gefahr von Unfällen.

»Nicht gut«, sage ich.

»Gar nicht ...«, seufzt sie. »Aber schön war es trotzdem. Ich finde, hier sehen sie so majestätisch aus – das dichte, dunkle Fell, die schwarzen Hände, die langen Nackenhaare, richtig beeindruckend.«

»Finde ich auch.«

Während Michi singt, beobachte ich, wie sich die Landschaft vom bunten, strauchigen Fynbos-Biom in einen Seekiefernwald verwandelt. Plötzlich taucht zwischen den Nadelbäumen ein Pavian auf und überquert die Straße, ihm folgen sechs weitere Tiere. Sie sind so weit entfernt, dass ich nicht allzu stark bremsen, sondern nur das Tempo verringern muss. Die Affen, einige ausgewachsen, andere circa zwei Jahre alt, verschwinden schnurstracks auf der anderen Seite im dichten Wald und sind bald nicht mehr zu sehen. Allerdings wird das nur ein kleiner Teil der eigentlichen Truppe gewesen sein. Ab diesem Augenblick fahren wir selbst auf dem Highway besonders langsam, um immer rechtzeitig bremsen zu können, falls weitere Paviane sich dazu entscheiden, unseren Weg zu kreuzen.

»Langsamer«, mahnt Michi, sobald ich über siebzig Stundenkilometer fahre. Aus diesem Grund brauchen wir am Ende etwas länger als geplant und erreichen den Park kurz vor Mittag.

Während Michi sich nach dem Einstieg zur Wanderung erkundigt, packe ich die Wasserflaschen in den Rucksack. Kurz überlege ich, Flipflops gegen festes Schuhwerk zu tauschen – entscheide mich aber wegen der Hitze dagegen. Auch Michi trägt lieber Sandalen. Das mag waghalsig klingen, jedoch wandern wir oft in Latschen – zum Erstaunen anderer.

»Zuerst gehen wir zum Aussichtspunkt«, erklärt Michi und deutet in die Ferne, auf die Spitze einer Klippe. Auf dem ersten Kilometer bis zur Storms-River-Hängebrücke ist viel Verkehr. Die Touristen nehmen, so wie wir auch, Selfies auf der Brücke und den ins Meer ragenden Felsformationen auf. Dann kehren sie um, sodass wir am Startpunkt des Aufstiegs allein sind. Über Felsen und unebene Wege kämpfen wir uns hinauf. Keuchend begreife ich nach zwanzig Minuten, warum die meisten Menschen unten geblieben sind. Meine Beine tun weh, meine Lungen brennen, mein Shirt ist nass geschwitzt. Die letzten Meter erleichtert eine Holzterrasse. Oben angekommen, ist es mir zunächst kaum möglich, die Aussicht zu genie-

ßen, so überanstrengt bin ich. Erst nach einer halben Flasche Wasser und einigen tiefen Atemzügen beruhigt sich mein Puls und ich lasse meinen Blick schweifen: bewachsene Felsen, kleine Wasserfälle, das tosende Meer, eine enge Schlucht, durch die bunte Vögel flattern. Es ist atemberaubend.

»Das war die Anstrengung wert«, schnaubt Michi, die nicht einmal geschwitzt hat.

»Ja.«

Den Ausblick auf uns wirken lassend bleiben wir eine Weile sitzen, bis tatsächlich ein anderes Pärchen die Treppe hochkeucht. Als sie den Weg frei machen, steigen wir ab und nehmen uns den zweiten Aussichtspunkt vor – den Wasserfall, der ins Meer mündet.

Obwohl die neunzigminütige Wanderung wenige Höhenmeter hat, ist das Klettern über die Felsen, das Marschieren durch den Sand und das Auf und Ab der engen Pfade ganz schön kräftezehrend. Immerhin haben wir dieses Mal gute Reisegesellschaft. Unterwegs begegnen uns immer wieder kleine Gruppen von Klippschliefern – sie erinnern an übergroße Meerschweinchen mit grimmigem Opa-Gesicht, sind aber erstaunlicherweise die engsten Verwandten von Elefanten, auch wenn auf den ersten Blick rein gar nichts darauf schließen lässt. Nur in der Genetik der Tiere ist noch erkennbar, wie ähnlich sie sich einst waren. An den Felsen turnen die kleineren Tiere herum, während ein großes uns misstrauisch fixiert.

»Ich finde, sie sehen aus wie Porkie«, kichert Michi.

»Porkie ist doch nicht so ...«, setze ich an.

»Doch, Porkie ist genauso motzig, wenn sie nicht genug Streicheleinheiten oder Leckerchen bekommt!«

Und dann, bei genauerem Hinsehen, entdecke ich doch Ähnlichkeiten. Ja, unsere Hündin kann ziemlich grimmig schauen, wenn sie nicht bekommt, was sie will – aber tun wir das nicht alle?

An den Klippschliefern vorbei begegnen uns noch ein paar Eidechsen und ich bilde mir ein, in der Ferne etwas im Wasser springen zu sehen. Vielleicht ist das aber auch nur eine Fata Morgana, denn auch wenn die Wanderung in Flipflops zu bewältigen ist, wäre eine Cap durchaus sinnvoll gewesen.

Nach eineinhalb Stunden erreichen wir endlich den Wasserfall. Vor uns stürzt er fünfzig Meter in die Tiefe. Das Becken bildet einen Infinitypool mit Sicht aufs Meer. Wellen schlagen an die Felsen, die den Pool vom Indischen Ozean trennen. Ein absolutes Naturparadies.

»Wir müssen schwimmen gehen«, schlägt Michi vor, als sie ein Paar im Wasser sieht.

»In Klamotten?«

»Wir warten, bis sie weg sind, und springen dann in Unterwäsche rein«, grinst sie.

Glücklicherweise macht sich das andere Paar wenige Minuten später tatsächlich auf den Rückweg und Michi und ich hüpfen ins kühle Nass. Gemeinsam schwimmen wir bis zum Wasserfall und lassen uns auf einem Felsen direkt neben dem plätschernden Wasser nieder.

»Wahnsinn«, sagt Michi und streift ihre nassen Haare zurück.

»Magisch«, stimme ich zu. Noch nie habe ich so etwas erlebt. Ich höre das Plätschern des Wasserfalls auf dem einen und das Rauschen des Meeres auf dem anderen Ohr. Meine Füße in frischem Süßwasser, in meiner Nase der Duft des salzigen Meeres. Das ist Eden, ein kleines Stück Himmel, der Ort, an dem man sich vor der Welt verstecken möchte.

»Lass uns alles Alte abwaschen«, sagt Michi leise und klar. Sie klettert auf den Felsen, reicht mir die Hand und ich folge ihr. Und dann stehen wir gemeinsam unter dem Wasserfall, den Blick auf das Meer gerichtet, die Hand unseres Lebenskomplizens haltend. Das Wasser rauscht auf uns nieder, ich atme tief, schließe die Augen und lasse jetzt, am letzten Tag des Jahres, alles los. Die letzten zwölf Monate waren voller Erfolge und Herausforderungen, wunderschön, aber auch schwer. Ab morgen darf es leichter werden. Das nehme ich mir vor. Als ich die Augen öffne, steht Michi noch immer da, eine Hand auf dem Herzen, die Augen geschlossen. Ich lasse ihr alle Zeit, die sie braucht. Als sie mich nach ein paar Minuten friedlich anlächelt, springen wir gemeinsam ins Wasser.

»Auf in ein neues Jahr!«, ruft sie mit nassen Haaren und vorfreudig strahlenden Augen.

»Ich bin bereit«, sage ich, ziehe ihren Körper mit beiden Armen an mich heran und wir küssen uns. Der Vertrag für ein leichteres Jahr ist damit unterschrieben.

Gemeinsam schwimmen wir zurück, trocknen uns mit meinem T-Shirt ab und machen uns schließlich auf den Rückweg. Schnell klettern wir über Stock und Stein, denn langsam geht die Sonne unter und wir müssen vor Einbruch der Dunkelheit am Parkplatz sein. Tatsächlich schaffen wir es in Rekordzeit zurück, wünschen den Klippschliefern beim Vorbeihuschen eine gute Nacht und verabschieden uns am Auto von einem der schönsten Orte der Welt.

Zurück in Jeffreys Bay wechseln wir nur schnell unsere Kleidung, Michi trägt einen weißen Strickrock und ein dazu passendes Top, ihre Haare sind noch leicht nass, natürlich gewellt, so wild, kein Make-up. Bei ihrem Anblick frage ich mich immer, warum viele Frauen denken, dass sie Make-up brauchen, um schön zu sein. Egal an welche Frau ich denke, Michi, meine Schwester, Freundinnen oder Bekannte – eine jede von ihnen ist ohne Make-up so schön, weshalb ich froh bin, dass die Zeit nur fürs Umziehen reicht. Ich für meinen Fall halte es wie immer simpel – trage eine einfache Jeans und ein farblich passendes weißes T-Shirt.

Den Silvesterabend verbringen wir im PiliPili, dem Restaurant an Michis Lieblingsstrand – mit veganem Sushi, verträumten Gesprächen und ganz vielen Spieleinheiten von Michis Lieblingsspiel Rummikub, das wir immer nur Rummi nennen und das ich leider wie immer verliere. Sie ist einfach unschlagbar darin und in unseren sechs Jahren Ehe habe ich keine zehn Spiele gewonnen!

So lassen wir den Tag und das Jahr ausklingen: verspielt, verbunden und voller Vorfriede auf alles, was uns im neuen Jahr erwartet.

4. Ein neues Jahr, unser Jahr

Am nächsten Morgen steht endlich meine erste Surfstunde an. Während Michi in den vergangenen Wochen bereits einige Einheiten hatte und inzwischen richtig sicher auf dem Board steht, habe ich aufzuholen. Fröhlich morgens machen wir uns auf den Weg zum Strand, um den Tag auf dem Wasser zu starten. Doch in der Stadt angekommen, werden wir von einem vergitterten Tor und einem *Closed*-Schild empfangen. Die Surfschule scheint geschlossen – wie auch alle anderen Läden.

»Komisch«, sagt Michi und checkt Datum und Zeit im Chat mit unserem Surflehrer. »Wir hatten eigentlich heute ausgemacht. Ich schreibe ihm mal.«

»Ich hatte mich so gefreut«, schnaube ich enttäuscht.

»Ich weiß ...«, antwortet Michi tippend, während ich meinen Blick über das türkisblaue Meer und die sanften Wellen streifen lasse.

»Er hat sich im Tag vertan und fragt, ob wir morgen können«, meint Michi nach einer Weile.

»Ja, denke schon ...«, versuche ich mir meine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. Zu gerne wäre ich schon heute auf dem Wasser gewesen.

Nachdem Michi den neuen Termin bestätigt hat, gehen wir am menschenleeren Strand spazieren. Meine Füße versinken im weichen Sand, meinen Arm habe ich um sie gelegt. Gemeinsam schauen wir in die Unendlichkeit des Ozeans. Die Welt steht uns offen.

Genau vierundzwanzig Stunden später treibe ich auf dem Surfboard durch den Indischen Ozean. Bereits nach wenigen Metern spüre ich in meiner Schulter- und Rückenmuskulatur, wie anstrengend das Rauspaddeln aufs offene Meer ist. Mit jeder Bewegung fühlen sich meine Arme schwerer und schwerer an. Langsam habe ich das Gefühl, mit unbeweglichen Bleiarmen durch ein Puddingmeer kraulen zu müssen. Leider macht das Paddeln jedoch 90 Prozent des Surfsports aus – ich werde mich wohl daran gewöhnen müssen. Doch so ist es mit den meisten Dingen im Leben: Wer etwas erreichen möchte, sollte lernen, den Weg zu genießen, denn das Ziel ist meist der kleinste Teil des Erfolgs.

Da es meine erste Übungsstunde seit längerer Zeit ist, hilft mir unser Surflehrer Larry zum Glück, indem er mir ab und zu einen Schubs von hinten gibt, damit ich etwas Antrieb bekomme. Endlich an der Wellenkante angelangt, erklärt Larry Michi und mir die heutigen Konditionen: mäßig hohe Wellen, tendenziell eher langsam und immer an derselben Stelle brechend. Wann immer eine gute Welle kommt, gibt Larry uns ein Signal, loszupaddeln. Michi beginnt und bewältigt ihre Welle, abgesehen von dem Startsignal, komplett allein und reitet seitlich am Wellenkamm entlang. Am Ende springt sie gelassen ins Wasser. Nach wenigen Sekunden taucht sie freudestrahlend auf, zieht sich aufs Board und paddelt fröhlich raus aufs Meer. *Wann ist sie so gut geworden?*, frage ich mich.

Zum Glück komme auch ich schneller rein als gedacht. Obwohl ich seit einem Jahr nicht auf dem Brett stand, fühlt es sich nach dem dritten Versuch an, als hätte ich nie aufgehört. Alles auf Anfängerniveau natürlich! Mit jeder Welle gibt Larry mir weitere Tipps, meine Technik zu verbessern. So erklärt er mir, dass ich mehr Stabilität bekomme, wenn ich erst kurz auf die Knie und dann in den Stand gehe, statt direkt in den Stand zu springen. Mit seiner Hilfe werde ich immer sicherer!

»Das ist deine letzte für heute«, ruft Larry nach gut zwei Stunden. Als er mir ein Zeichen gibt, paddle ich los und stehe auf. Zum ersten Mal surfe ich eine richtig große, grüne Welle. Ich spüre, wie sich das Wasser unter meinen Füßen aufbäumt. Genau jetzt gebe ich mehr Gewicht auf meinen Frontfuß und plötzlich schießt das Board beinahe senkrecht im Wasser liegend die Welle hinab. Intuitiv drehe ich meine Hüfte etwas ein und nun surfe ich tatsächlich parallel zur Welle. Überwältigt sause ich an Michi vorbei, die noch einmal rauspaddelt, und springe am Ende ins Wasser. Das war meine erste Welle, die ich zu hundert Prozent unter Kontrolle hatte!

Stolz drehe ich mich um und nehme alles bewusst wahr: das salzige Wasser, die türkisblauen Wellen, den strahlenden Sonnenschein – und Michi, die auf ihrem Board liegend auf ihre letzte Welle wartet. Kann das Jahr schöner starten?

Müde lege ich mein Surfbrett ab, setze mich mit meiner nassen Badehose in den Sand und lasse das Leben, das uns hierhergeführt

hat, Revue passieren. Michi und ich haben einiges aufgegeben und an vielen Stellen zurückgesteckt, damit unser Traum vom Tierschutz tatsächlich wahr werden konnte: So haben wir zwei Jahre lang in Michis altem Kinderzimmer gelebt, um Geld für unsere Organisation zu sparen, sind eine mehrjährige Fernbeziehung eingegangen, damit sie ihren Master in Oxford absolvieren konnte, haben nachts zwei Bücher geschrieben, die beide zu Bestsellern wurden, und irgendwie hat sie auch noch nebenbei eine eigene kleine Firma aufgebaut.

Doch das war nur der Anfang. Seit drei Jahren verhandeln wir unermüdlich mit den Behörden, suchen das perfekte Grundstück für eine Rettungsstation und räumen tagtäglich große und kleine Hürden aus dem Weg, ohne uns dabei zu verlieren. Nach außen wirkte unser Weg immer so leicht, aber es war unfassbar anstrengend, und wäre ich allein gewesen, hätte ich längst aufgegeben. Es war immer Michi, die sich in den entscheidenden Momenten aufrufen konnte und uns daran erinnert hat, dass wir niemals aufgeben werden, weil wir an eine bessere Welt glauben. Was wollen wir denn sonst mit unserem Leben anstellen, fragte sie dann immer, wohl wissend, dass es für uns keine Alternative gab.

Und sie hatte recht: Was soll man schon mit diesem einen wunderbaren, endlichen und wertvollen Leben tun, wenn nicht seine Träume leben?

Ich weiß, das ist leichter gesagt als getan. Und doch, das kann ich rückblickend sagen, hat sich all die Anstrengung gelohnt. Denn langsam scheint sich alles zu fügen. Die Puzzlestücke beginnen ineinanderzugreifen und eines unserer großen Ziele scheint endlich in Sicht. Wir sind im Begriff anzukommen, hier in Jeffreys Bay, und das, obwohl kaum jemand an uns geglaubt hat. Aber das spielt keine Rolle. Wichtig ist nur, dass man an sich selbst glaubt.

Michi paddelt nun ebenfalls zum Strand. Im knietiefen Wasser löst sie die Leash, die Verbindungsschnur zwischen Board und Knöchel, und spült das Brett ab. Larry gibt ihr ein kurzes Feedback. Ich verstehe die Worte nicht, aber ihr Gesicht sagt alles: Zufriedenheit, Fortschritt, Wachstum. Als ich denke, schöner kann der Tag nicht werden, springt in etwa hundert Metern Entfernung plötzlich ein Wal aus dem Wasser. Der ganze Strand jubelt. Im Applaus der an-